

Der Papst an der Grenze

DENIS KIM

Am 8. Juli 2013 besuchte Papst Franziskus Lampedusa. Ich erfuhr es aus den Nachrichten. Eine überraschende Neuigkeit. Niemals hätte ich damit gerechnet, dass der Papst Lampedusa zum Ziel seines ersten offiziellen Besuchs außerhalb von Rom machen würde. Wen interessiert schon Lampedusa, eine winzige Insel in Süditalien, wo Menschen aus Afrika ohne Papiere versuchen, europäischen Boden zu betreten, und viele von ihnen bei diesem Versuch ertrinken? Als Jesuit und Forscher in Sachen internationale Migration war ich froh darüber, dass der Papst die Welt drängte, die Not der Immigranten zur Kenntnis zu nehmen, und dass er den Opfern der Mittelmeerüberquerung seine Solidarität bekundete. Über ein Jahr ist seit seinem Besuch vergangen. Ich vermag nun deutlicher zu erkennen, was sein Besuch für uns, Christen wie Nichtchristen, bedeutet.

Die Festung Europa und die Randstellung Afrikas

Lampedusa ist eine Grenze zwischen Europa und Afrika. Afrikaner, die von einem besseren Leben träumen, versuchen, Afrika ohne die erforderlichen Papiere hinter sich zu lassen und diese Grenze auf dem Seeweg zu überwinden. Berichten zufolge haben bei dem Versuch, nach Europa zu gelangen, seit dem Jahr 2000 mindestens 23.000 Menschen ihr Leben verloren, und es werden jede Woche mehr. Obwohl sie die Gefahren der Reise kennen, nehmen sie das Risiko auf sich. Die Zahl der Mittelmeerüberquerungen hat vor allem, seit die Grenzkontrollen verschärft worden sind, stetig zugenommen. Die politischen Wirren nach dem arabischen Frühling haben die Zahlen weiter erhöht. Die beiden Katastrophen nach dem Papstbesuch, bei denen 400 Migranten ertrunken sind, veranlassten die italienische Regierung, im Oktober 2013 ihre Seenotrettungsoperation *Mare Nostrum* in Gang zu setzen, die nach Angaben des Hohen Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen 140.000 Menschenleben gerettet hat. Dennoch machen sich Afrikaner nach wie vor auf diese gefährvolle Reise. Lampedusa ist für sie der Einlass nach Europa geworden.

In scharfem Gegensatz zu diesem Migrationsfluss steht ein anderer Fluss: die freie Bewegung europäischer Bürger innerhalb Europas. 26 europäische Länder haben seit dem Schengen-Abkommen von 1995 die innereuropäischen Grenzkontrollen abgeschafft und eine gemeinsame Visumpolitik eingeführt, die es ihren Bürgern erlaubt, sich innerhalb des betreffenden Gebiets wie in einem einzigen Land zu bewegen. Diese Bürger sind privilegiert: Sie besitzen das Vorrecht der Bewegungsfreiheit und die Chance auf Wohlstand. Gleichzeitig haben die Europäische Union und ihre Mitgliederstaaten die äußeren Grenzkontrollen verschärft. Sie haben in Überwachungstechnologie, Sicherheitskräfte und Abschiebelager investiert, um »unerwünschten« Migranten die Überquerung ihrer Grenzen zu erschweren. Dadurch ist Europa zu einer Art Festung geworden: frei und sicher für die, die im Inneren leben, aber uneinnehmbar für alle, die von außen kommen. Diese Politik hat Afrikaner dazu gezwungen, sich auf eine trügerische Reise zu begeben. Die Tragödien von Lampedusa sind, wie Amnesty International es treffend formuliert, der »menschliche Preis der Festung Europa«.

Man neigt zu der Annahme, dass Afrikaner die Grenze überqueren, weil sie sich Arbeit, Sicherheit oder bessere Chancen erhoffen; mit anderen Worten, weil sie ihre eigenen, individuellen Interessen verfolgen. Migrationsforscher warnen jedoch davor, die historischen, strukturellen Faktoren zu übersehen, die die Migration fördern oder sogar erzwingen. *Zuallererst* hat die Integration der Weltwirtschaft im »globalen Süden« zu raschen Veränderungen geführt und die traditionellen Lebens- und Arbeitsweisen unterminiert. Menschen werden aus vielerlei Gründen zu Binnenflüchtlingen. Sie ziehen in die Städte, um ihre Situation zu verbessern, doch dort sind Arbeitsplätze rar. Schwache Staaten und Armut führen zu einem Mangel an menschlicher Sicherheit, zu Gewalt und zu Menschenrechtsverletzungen. Alle diese Faktoren fördern die Emigration. *Zweitens* hat die nachindustrielle Wirtschaft im »globalen Norden« zu einem Abbau an Fachkräften und zur Entwicklung neuer Dienstleistungssektoren geführt. Deswegen wollen junge Menschen, die gute Bildungschancen gehabt haben, einerseits nicht in »3D-Jobs« (dirty, difficult, dangerous: schmutzig, schwierig, gefährlich) arbeiten. Andererseits aber ist der Anteil der alternden Bevölkerung und damit auch die Nachfrage nach pflegerischen Dienstleistungen gestiegen. Diese ökonomischen Veränderungen haben einen Bedarf an sowohl hoch- als auch geringqualifizierten Arbeitskräften hervorgebracht. Wird dieser Bedarf nicht gedeckt, braucht es Arbeitskräfte von außerhalb, das heißt Migranten – ob sie nun die erforderlichen Papiere haben oder nicht. *Drittens* haben die technologische Entwicklung und der Wandel auf globaler Ebene sowie grenzüberschreitende kulturelle Praktiken die Mobilität erhöht. Überdies haben Migranten ihre eigenen informellen Netzwerke und transnationalen Communities gebildet. Diese Netzwerke und Communities verstärken die Migration und haben die Wohnungs- und Arbeitssuche im neuen Land leichter werden lassen. Die genannten Faktoren zeigen, dass Migration nicht nur eine Frage der individuellen Entscheidung, sondern das Ergebnis miteinander verknüpfter, vielschichtiger Strukturen ist, die aufeinander einwirken.

Wir leben in einem Zeitalter der Migration. Menschliche Migration ist nicht nur der Antrieb, sondern auch eine Folge der Globalisierung. Nicht alle Migranten befinden sich jedoch in derselben Lage. Es gibt heute zwei Klassen von Migranten: eine Elite- und eine Überlebensströmung. Erstere umfasst den Fluss professioneller und hochqualifizierter transnationaler Arbeitskräfte, während Letztere aus geringqualifizierten Arbeitskräften wie Haushaltshilfen, Kinderfrauen, Sexarbeitern usw. besteht. Menschen aus der erstgenannten Gruppe sind fast überall willkommen und lösen sogar einen »War for talents« aus, während die aus der zweiten Gruppe beliebig »verfügbar« sind. Und so ist es nur natürlich, dass immer mehr Migranten lediglich befristete Verträge erhalten. Der globale Norden will die Arbeitsleistung – die Arbeiter will er nicht. Nach Ablauf des Vertrags müssen die Migranten in ihre Heimatländer zurückkehren; sie haben kein Bleiberecht, und ihre Familien dürfen sie auch nicht mitbringen. Doch die meisten Menschen, die die gefährvolle Reise nach Lampedusa auf sich nehmen, erhalten nicht einmal einen befristeten Vertrag und sind daher gezwungen, den »illegalen« Weg zu beschreiten. Ganz zu schweigen von der Mehrzahl der Flüchtlinge, die gar nicht über Afrika hinauskommen und in einigen der ärmsten Länder der Welt Aufnahme finden.

Jetzt ist der Kontrast deutlicher erkennbar: In den Mainstream-Medien des Westens wird Afrika tendenziell als ein Synonym für Armut, Krieg, politische Instabilität und Menschenrechtsverletzungen beschrieben. (Meine afrikanischen Freunde verstehen diese Art der Darstellung als neue Form des Orientalismus, die dazu dient, die westliche Überlegenheit zu legitimieren.) Und gleichzeitig erfreut sich Europa voller Stolz seines Wohlstands, seiner demokratischen Ordnung und seiner Menschenrechte und ist sorgfältig darauf bedacht, seine Grenzen zu kontrollieren und keine Migranten aus Afrika (oder anderswo) in seine wohlbehüteten Territorien eindringen zu lassen.

Gleichgültigkeit und Mitgefühl

Lampedusa ist nicht nur eine Grenze zwischen Afrika und Europa. Der Papst besuchte die Insel nach einer Tragödie. Er kam, »um zu beten, um eine Geste der Nähe [zu den Opfern] zu setzen, aber auch um unsere Gewissen wachzurütteln, damit sich das Vorgefallene nicht wiederhole«. In seiner ergreifenden Predigt prangerte er die Globalisierung der Gleichgültigkeit an und forderte die Fähigkeit ein, wieder über das Leiden der anderen zu weinen. Auf diese Weise hat er aus Lampedusa ganz ungewollt eine Grenze zwischen Gleichgültigkeit und Mitgefühl gemacht.

Der Papst sprach von Herodes, der die Kinder von Betlehem ermorden ließ, und kommentierte fein nuanciert: »Herodes säte Tod, um sein eigenes Wohl zu verteidigen, seine Seifenblase.« Damit deutete er an, dass es die Sorge um seine eigene Bequemlichkeit war, die Herodes veranlasste, grausam zu sein und anderen Leid zuzufügen, und dass »auch in unserem Herzen« ein Herodes lauert. Dann stellte er dem König Herodes die Figur der Rahel gegenüber, die um ihre

verlorenen Kinder weint, und ließ auf diese Weise durchblicken, dass Europa ein bequemes Leben führt, während andere leiden. Die Worte des Papstes sind ergreifend. Eine ähnliche Stimme erklingt im Jahresbericht 2014 von Amnesty International, der aufzeigt, dass die EU-Politik Flüchtlinge und Migranten gefährdet, wenn sie sie daran hindert, Asyl zu suchen. Amnesty International deutet an, dass die EU-Politik, die auf eine Festung Europa hinarbeitet, die Afrikaner in den Tod treibt, wie Herodes es getan hat. Sie ruft die EU dazu auf, ihre Türen für eine humanere Politik zu öffnen, genauso wie der Papst die Menschen drängt, ihre Herzen für die Migranten zu öffnen, die vor verschlossenen Grenzen stehen.

Das Thema der globalisierten Gleichgültigkeit kehrt in *Evangelii Gaudium* wieder, dem ersten Apostolischen Schreiben des Papstes, das er wenige Monate nach seinem Besuch in Lampedusa veröffentlicht hat. In diesem Schreiben spricht der Papst viermal von der »Gleichgültigkeit«, und zwar interessanterweise zweimal im Zusammenhang mit der Wirtschaft und zweimal im Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur. Einen besonders kritischen Blick wirft er auf das gegenwärtige Wirtschaftssystem, das auf dem freien Markt und dem ökonomischen Wachstum oder auf der Trickle-down-Theorie beruht, und erklärt, dieses System habe zu Ausgrenzung, Ungleichheit und Gleichgültigkeit geführt. Während die Menschen Wohlstand und Konsum genießen, greift die Globalisierung der Gleichgültigkeit wie ein Krebsgeschwür um sich. Dann werden die Menschen letztlich »unfähig, Mitleid zu empfinden gegenüber dem schmerzvollen Aufschrei der anderen, wir weinen nicht mehr angesichts des Dramas der anderen, [...] als sei all das eine uns fern liegende Verantwortung, die uns nichts angeht.« (EG 54). Gleichgültigkeit ist also nicht nur eine individuelle moralische Eigenschaft, sondern auch eine kulturelle Voraussetzung der Ausgrenzung.

Lampedusa ist der geeignete Ort, um den Folgen der Gleichgültigkeit in der heutigen Welt ins Auge zu sehen. Ironischerweise ist ebendies der Grund dafür, dass die Welt vom Besuch des Papstes so beeindruckt war. Viele Menschen, auch solche, die sich kaum für die Kirche interessieren, waren genauso überrascht wie ich. Auch die Menschen vor Ort, in Lampedusa. Ein Medienbericht zitierte die Reaktion eines Anwohners: »Dass der Papst eine Insel wie diese besucht, war völlig unvorstellbar«, und beschrieb »ein Spruchband, das entlang der päpstlichen Route aufgespannt war; darauf stand: ›Willkommen bei den *Ultimi*« – ein Wort, das im Italienischen sowohl für die Entlegensten als auch für die Geringssten stehen kann.« Das heißt, Lampedusa liegt nicht nur in Süditalien. Lampedusa liegt überall dort, wo die *Ultimi* sind.

Vielleicht war ich sogar noch begeisterter als die Bevölkerung von Lampedusa, als ich 2014 den Papstbesuch in Korea im Fernsehen verfolgte. Am 16. August, als der päpstliche Autokorso vor der Seligsprechung der koreanischen Märtyrer durch die millionenköpfige, winkende Menge fuhr, ließ der Papst seinen Wagen plötzlich anhalten. Dieser Stopp war nicht geplant, aber Franziskus wollte die Familien der Opfer begrüßen, die im April beim Untergang der Fähre Sewol ums Leben gekommen waren. Das war (und ist) ein politisch

sensibles Thema, weil diese Familien um ihr Recht auf eine angemessene Untersuchung und auf Gerechtigkeit stritten. Da mir die vielschichtige Bedeutung der Gesten des Papstes bewusst war, war ich freudig erregt, als er anhielt, um mit diesen Menschen zusammenzutreffen. Und mir kam das Bild in den Sinn, als der Papst während seiner Nahostreise (24.–26. Mai 2014) auf dem Weg nach Betlehem an der Betonmauer anhielt, die Israel im Westjordanland und darum herum errichtet hat. Später, bei einem Interview auf dem Rückflug, wurde er nach der politischen Bedeutung seiner Begegnung mit den Familien gefragt und gab zur Antwort: »Wo Menschen leiden, gibt es keine Neutralität.«

religiöse Situation in der Ukraine

Die Kirche als Feldlazarett

Ich weiß nicht, weshalb der Papst Lampedusa als Ziel seines ersten Besuchs außerhalb von Rom gewählt hat. Erste Dinge – erste Worte, erste Gesten, erste Besuche – sind wichtig, um Prioritäten deutlich zu machen. Welcher Platz also wäre besser gewesen als Lampedusa, um die Sicht des Papstes von der Kirche als einem »Feldlazarett nach einer Schlacht« zu veranschaulichen? Die Migranten, die es bis dorthin schaffen, sind die Verletzten nach einer Schlacht um Leben und Tod.

»Die organisatorischen und strukturellen Reformen sind sekundär«, hat der Papst klargestellt, als er im Interview mit *La Civiltà Cattolica* nach seinem Bild von der Kirche gefragt wurde: »Die erste Reform muss die der Einstellung sein.« Ja, die wichtigste Reform ist eine Reform der Einstellungen, eine Reform, die das Engagement aller Christen verlangt. Unnötig zu sagen, dass sie in der Kirchenleitung beginnen muss. Es ist herzerwärmend, von einem Bischof in einem armen Missionsgebiet in Asien zu hören, der seinen Wagen gegen ein kleineres Modell eingetauscht hat. Natürlich ist das ein Teil von dem, was inzwischen als »Papst-Franziskus-Effekt« bezeichnet wird! Doch wir brauchen mehr davon, und die Kirchenleitung, angefangen bei den Bischöfen, muss sich aufmachen in die vielen Lampedusas der heutigen Welt. Wenn sie an den Grenzen präsent wären, wo die Menschen inmitten von systemischer Gewalt, Diskriminierung und Hass um ihre Würde und ihre Rechte, um Frieden und Versöhnung kämpfen, dann würden die Kirchenoberhäupter die Zeichen erkennen und die Bedeutung der Worte *Willkommen bei den »Ultimi«!* besser verstehen. Genau dorthin nämlich führt Papst Franziskus die Kirche von heute: zu den *Ultimi*.

Aus dem Englischen übersetzt von Gabriele Stein

Der Autor

Denis Kim SJ ist Mitglied der Gesellschaft Jesu seit 1991 und wurde 2000 zum Priester geweiht. Er ist Professor an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Gregoriana in Rom. Zuvor war er Professor am Soziologie-Department der Sogang University in Seoul, Süd-

korea (2008–2013), Koordinator des Sozialapostolats der Provinzialsynode der Jesuiten für Asia Pacific (2007–2013) und Direktor des Jesuiten Flüchtlingsdienstes (JRS – Jesuit Refugee Service) in Osttimor (2001–2002). Anschrift: Pontificia Università Gregoriana, Piazza della Pilotta 4, 00187 Roma, Italien. E-Mail: smilesj@unigre.it.
